



Die
Frankfurter Mundart

in ihren Grundzügen dargestellt

von

Dr. Hans Ludwig Rauh

Frankfurt am Main
Verlag von Moriz Diesterweg
1 9 2 1

Moritz Diesterweg, Verlag, Frankfurt am Main

Professor Dr. F. Bothe und Museumsdirektor
Professor Dr. B. Müller:

Geschichte der Stadt Frankfurt am Main

Lexikon-Öktav, XXII und 774 Seiten, mit 230 Bildern, Plänen, Urkunden und Karten.
Preis geheftet 50 Mark, gebunden 70 Mark.

Bilderatlas zur Geschichte der Stadt Frankfurt a. M.

Herausgegeben von der Städtischen Historischen Kommission.

123 Tafeln auf Matrkunstdruckpapier gedruckt.
Preis gebunden 80 Mark.

Jeder Band ist einzeln käuflich. Glänzende Urteile!
Weit über 1000 Abbildungen, Pläne, Urkunden und Karten!

Aus Frankfurts Sage und Geschichte

Von
Friedrich Bothe

2 Bände. Vergriffen! Lieferung I, 2 noch in geringer Zahl lieferbar.

Die

Frankfurter Mundart

in ihren Grundzügen dargestellt

von

Dr. Hans Ludwig Rauh



22. 41

Frankfurt am Main
Verlag von Moritz Diesterweg

1 9 2 1

Prall 1922/102

Einleitung.

Immer noch verhältnismäßig häufig ist die irrige Auffassung vertreten, daß die Mundart eine verschlechterte Schriftsprache sei. Aber auch selbst da, wo man erkannt hat, daß die Schriftsprache ein sekundäres, künstliches Erzeugnis ist im Gegensatz zur Mundart, die die natürliche Sprachentwicklung eines Volkes darstellt, ist man sich häufig nicht der großen Bedeutung bewußt, die die Mundarten für die Entwicklung eines Volkes und seiner Sprache haben. Daran trägt zum Teil Schuld, daß man die Mundart einer Gegend loslöst von dem Boden, auf dem sie gewachsen ist, und sie nicht in dem allein möglichen größeren Rahmen der geschichtlichen, politischen und sozialen Verhältnisse dieser Gegend betrachtet. An dem Beispiel der Frankfurter Mundart sei dieser Versuch gemacht. Meine Ausführungen stützen sich nicht auf die gedruckte Mundartliteratur, sondern sie sind das Ergebnis einer langen Beobachtung der augenblicklichen Sprachverhältnisse. Bei der Arbeit, auf der Straße, auf dem Markt oder im Wirtshaus habe ich die Frankfurter aufgesucht und, wie Luther zu tun riet, ihnen auf den Mund gesehen, wie sie reden. Denn der gedruckte Buchstabe ist kalt und tot, das gesprochene Wort allein hat Leben. Nur der jeweils augenblickliche Stand der Mundart ist auch der feste Grund, auf dem fußend der Forscher einen Ausblick in die Zukunft tun darf und andererseits die Verhältnisse der Vergangenheit erschließen kann. Wenn gelegentlich Belege aus der Überlieferung früherer Zeiten herangezogen werden, so geschieht dies nur unter diesem Gesichtswinkel.

Unsere Frankfurter Mundart bietet als solche alle die verschiedenen Probleme von Mundarten überhaupt. Sie ist noch besonders dadurch interessant, daß sie an der Grenze zweier Dialektgebiete liegt. Außerdem trägt sie ganz und gar den Charakter einer Stadtmundart und zeigt damit alle Eigentümlichkeiten einer solchen. Dadurch gestaltet sich das Frankfurter Mundartgebiet äußerst lehrreich, aber auch ebenso schwierig. Hinzukommt noch, daß sich unsere Sprache zurzeit in dem Zustand einer

gewaltigen Umwälzung befindet. Mit der wirtschaftlichen Entwicklung der Stadt innerhalb der letzten 60—80 Jahre, infolge der sich ihre Bevölkerung zumeist durch Einwanderung um über das Sechsfache vermehrte, vollzogen sich zugleich einschneidende mundartliche Wandlungen, die die mundartredenden Einwohner dem Alter entsprechend in drei Klassen geteilt haben: die ältere, die mittlere und die jüngste Generation. Unter der älteren Generation verstehe ich diejenigen Frankfurter, die noch zu einer Zeit geboren sind, als unsere Stadt Freie Reichsstadt war und erst am Anfang ihrer Entwicklung stand, die sie so schnell vergrößerte. Die jüngste Generation wird dargestellt durch die Schuljugend; bleibt noch die mittlere, deren Vertreter die Masse der Bevölkerung ausmachen und deren Mundart in der Hauptsache den folgenden Betrachtungen zugrunde gelegt ist.

Erklärung besonderer Aussprachezeichen.

Vokale.	Konsonanten.
<i>a</i> offenes <i>a</i> wie in Kasten.	<i>ph</i> stark behauchtes <i>p</i> wie in Pelz.
<i>a</i> verdunkeltes <i>a</i> .	<i>p</i> etwas kräftiger als stimmloses <i>b</i> gebildet.
<i>æ</i> sehr offenes <i>ä</i> .	Die gleichen Verhältnisse gelten für <i>th</i> , <i>t</i> bzw. <i>kh</i> , <i>k</i> .
<i>e</i> <i>ä</i> wie in Jäger.	<i>š</i> ähnlich <i>sch</i> wie in Schiff.
<i>e</i> <i>e</i> wie in Brett.	<i>x</i> <i>ch</i> wie in Rauch.
<i>e</i> geschlossenes <i>e</i> wie in Weg.	<i>r</i> Säpfchen- <i>r</i> .
<i>o</i> sehr offenes <i>o</i> .	<i>r</i> Zungen- <i>r</i> .
<i>o</i> halboffen, zwischen <i>o</i> und geschlossenem <i>o</i> liegend.	<i>i</i> schwaches <i>j</i> (Gleittelaut).
<i>u</i> für - <i>er</i> in Nebensilben.	<i>m, n, l</i> für - <i>em</i> , - <i>en</i> , - <i>el</i> in Nebensilben, in denen <i>e</i> kaum oder gar nicht hörbar ist.
<i>ɔ</i> unbetontes <i>e</i> wie in Blume.	
<i>u</i> überkurzes, nachklingendes vokalisches Element, das je nach seiner Stellung nach <i>æ</i> oder <i>o</i> einem <i>æ</i> oder <i>a</i> nahekommt.	

˘ Hauptton, ~ Nasallierung, ˘ Kürze, — Länge. Einfache Vokale ohne besonderes Quantitätszeichen sind kurz.

Räumliche Begrenzung des Stadtmundart-Gebietes.

Die Frankfurter Mundart wird gesprochen in dem eigentlichen Stadtgebiet und den mit ihm zu einer Einheit zusammengewachsenen Dororten Bornheim, das 1877 eingemeindet wurde, und Bockenheim, dessen Einverleibung im Jahre 1895 erfolgte. Das Frankfurt gegenüberliegende und von alters her durch eine Brücke mit ihm verbundene Sachsenhausen auf der linken Seite des Mains ist, trotzdem es von jeher zur Stadt gehörte, noch nicht völlig mit ihr zu einem einheitlichen Mundartgebiet verschmolzen. Die heute zum Stadtkreis und vor ihrer Eingemeindung zum Landkreis Frankfurt zählenden Dororte Seckbach, Preungesheim, Eckenheim, Ginnheim, Hausen, Rödelheim, ferner in einem weiteren Bogen Berkersheim, Bonames, Eschersheim, Heddernheim, Niederursel und Praunheim und auf der Sachsenhäuser Seite Oberrad und Niederrad weisen gleichfalls, wenn auch in ganz verschiedenem Grade, Unterschiede gegenüber der Stadtmundart auf. Wir sehen somit als südliche Grenze den Main, der Frankfurt von Sachsenhausen, Oberrad und Niederrad trennt; im Norden weichen von der Stadtmundart alle jene Orte ab, die erst in den Jahren 1900 sowie 1910, also erst in jüngster Zeit, eingemeindet wurden und noch durch freies Feld von der Stadt geschieden sind. Scharf grenzt sie sich im Nordosten gegenüber Seckbach, Preungesheim und Berkersheim ab, wo die Mundart der Wetterau gesprochen wird, während alle anderen Dororte im Norden und Nordwesten heute zu demselben Dialektgebiet wie Frankfurt gehören. Daher sind ihre noch bestehenden Unterscheidungsmerkmale bei weitem nicht so auffallend und beschränken sich in der Hauptsache auf wenige Vokale bzw. Konsonanten. Von den Orten auf der linken Mainseite ist Oberrad am stärksten von Frankfurt geschieden. Es zeigt noch wesentlich deutlichere Spuren seines einstigen Idioms, des Oberhessischen, als Sachsenhausen. Dagegen bietet Niederrad wieder nur geringe Abweichungen.

Zunächst seien die Verhältnisse in dem zusammenhängenden Stadtgebiet näher ins Auge gefaßt. (Wenn ich künftighin kurzweg vom

Stadtgebiet spreche, verstehe ich darunter also das Mundartgebiet der ehemaligen Stadt Frankfurt unter Einschluß von Bornheim und Bockenheim.)

Nirgendwo innerhalb dieses Gebietes war es mir möglich, Unterschiede festzustellen, die auf eine frühere Differenzierung einzelner Teileschließen ließen. Wenn Karl Malß, der Verfasser der in Frankfurt unsterblichen Lokalposse „Der alte Bürgerkapitän“, zwischen einem Altegässer und Breitegässer Dialekt unterschied, so wird das zu seiner Zeit zweifellos berechtigt gewesen sein, denn Malß war, wie aus seinen Werken hervorgeht, ein feinhöriger und genauer Beobachter seiner Mundart. Diese Verschiedenheit in der Sprache der Bevölkerung zweier so verhältnismäßig nahe gelegener Straßen mag wohl darin begründet gewesen sein, daß früher die Einwohner verschiedener Gassen stärker voneinander getrennt waren, weil durch den gleichen Beruf und durch eine größere Seßhaftigkeit sie sich untereinander innerhalb derselben Straße zu einer engen Lebensgemeinschaft zusammenschlossen. Die Häuser, in denen die Bürger wohnten, waren sehr oft ihr Eigentum, das sie zeitlebens innehatten.

Heutzutage ist von solchen Mundartgrenzen innerhalb des zu betrachtenden Stadtgebietes nichts mehr zu verspüren, sie sind geschwunden. Die folgenden Betrachtungen werden uns die Gründe zeigen:

Die Eingemeindung Bornheims fällt in das Jahr 1877; von dieser Zeit an nahm es als Glied der Stadt Frankfurt an deren Entwicklung teil. Als Folge der Einverleibung machte sich ein starker Zuzug dorthin geltend, wie überhaupt der ganze Nordosten eine größere Entwicklungsfähigkeit erlangte. Die mit der Stadt gemeinsam durchlebte Zeit des Aufblühens verschmolz Bornheim noch inniger mit ihr zu einem einheitlichen wirtschaftlichen Gebiet. Aber auch lange schon vor seiner Eingemeindung stand es in enger Beziehung zu Frankfurt. Bereits im Anfang des 19. Jahrhunderts trug Bornheim durchaus den Charakter einer Vorstadt. Die landwirtschaftliche Bevölkerung war völlig in den Hintergrund getreten gegenüber den immer zahlreicher werdenden Einwohnern, die sich in gewerblichen Berufen betätigten. Eine Menge von Gastwirtschaften lockten durch ihre Spezialitäten den Frankfurter an Sonn- und Feiertagen an. Einige haben bis auf den heutigen Tag ihren guten Ruf bewahrt. Die Bornheimer Kirchweih war bis in die jüngste Zeit ein von den Städtern sehr stark besuchtes und beliebtes Volksfest.

Nächst Bornheim konnte sich das in etwa gleicher Nähe von der Stadt gelegene, bis zum Jahre 1886 kurhessische Bockenheim dem Ein-

fluß Frankfurts nicht entziehen. Wenn auch seine Eingemeindung in das Frankfurter Stadtgebiet erst im Jahre 1895 stattfand, so verbanden es dennoch von jeher enge Beziehungen mit ihm. So gehörte es im Mittelalter, trotzdem es zu den Dörfern der Reichsgrafschaft Hanau zählte, mit Bornheim zur Frankfurter Pfarochie, „was ein Beweis dafür war, in wie engem Verhältnis es zur königlichen Pfalz gestanden hatte“. Das Emporblühen der Eisenindustrie, die in Bockenheim weiter fortgeschritten war als in Frankfurt, zog um die Mitte des vorigen Jahrhunderts viele Arbeiter und Handwerker nach dort, so daß innerhalb von 20 Jahren, von 1850—1870, sich die Einwohnerschaft Bockenheims um fast das Doppelte vermehrte. Seit 1895 zeigt sich ein noch stärkeres Anwachsen der Bevölkerung.

Aus Frankfurt, Bockenheim und Bornheim ist ein zusammenhängendes Häusermeer geworden.

Infolge des immerwährenden Zuwanderungsstromes fremdbürtiger Bevölkerung, von dem die älteren Stadtteile am stärksten betroffen sind, wurden die ehemals dort wohnenden alten Frankfurter aus ihnen verdrängt; sie suchten sich Wohnung in den freieren, luftigeren Gegenden und Vororten Frankfurts. Eine solche Wanderbewegung innerhalb des Stadtgebietes hatte zur Folge, daß mit ihren Trägern sich auch die Mundart ebenmäßig über die ganze Stadt verbreitete, was zu dem zusammenhängenden großen Mundartgebiet führte. Der teils freiwillige, teils erzwungene Auszug der eingewanderten Bevölkerung aus der Innenstadt und das starke Überhandnehmen der Zugewanderten, die in den letzten Jahren außer aus Hessen-Nassau vornehmlich aus Bayern, Hessen, Württemberg und Baden, d. h. größtenteils aus Süddeutschland, kamen, ist denn auch auf die Mundart, die in der Altstadt gesprochen wird, nicht ohne Einfluß geblieben. Besonders deutlich konnte ich bei der jüngsten Generation öfter beobachten, wie mundartliche Eigentümlichkeiten der Eltern, die nicht aus Frankfurt stammen, den Kindern anhaften. Die Einheitlichkeit der Aussprache ist in den alten Stadtteilen stark gestört, und fremde Einflüsse verschiedenster Art haben sich geltend gemacht. Die Altstadt, in der ehemals reine Mundart gesprochen wurde und von wo aus die Mundart sich auf die äußeren Stadtteile übertrug, ist heute ein sehr unsicheres Gebiet. Die in ihm gemachten Beobachtungen dürfen nur mit einiger Vorsicht und unter Vergleich mit den Ergebnissen aus den anderen Stadtteilen betrachtet werden. (Wie sehr die aus Frankfurt gebürtige Bevölkerung in der Altstadt zurückgegangen ist, zeigt die Tatsache, daß in mehreren Klassen der Batton-Schule, die fast nur von Kindern

aus der Altstadt besucht wird, nur je ein oder höchstens zwei Schüler gefunden werden konnten, deren beide Eltern von hier sind. Die Klassen hatten durchschnittlich 35 Schüler.)

Das Verhältnis von Sachsenhausen zu Frankfurt.

Sachsenhausen gehört von alters her zu Frankfurt, mit dem es bereits seit dem frühen Mittelalter durch die Alte Brücke verbunden ist.

Dennoch ist seine Mundart noch nicht völlig in der Frankfurts aufgegangen. Sie weist bis auf den heutigen Tag wenn auch nur sehr geringe Unterschiede gegenüber der Stadtmundart auf. Die Werke früherer Mundartdichter, u. a. Pfeiffers, Langenschwarz' und Sauerweins, die zum Teil in Sachsenhäuser Mundart schrieben, zeigen deutlich, daß Sachsenhausen ursprünglich nicht zu demselben Mundartgebiet wie Frankfurt gehörte. Seine Sprache war die der Wetterau. Die noch bestehenden lautlichen Verschiedenheiten werden bei der Darstellung der einzelnen Laute besprochen. Hier sei jedoch folgendes hinzugefügt: Die Sachsenhäuser Mundart klingt rauher, breiter, weniger melodisch als die Frankfurts; ihre Ausdrucksweise ist derber, sinnlicher und anschaulicher. Während Alt-Frankfurt, wie wir gesehen haben, nicht mehr der Boden ist, auf dem seine Mundart verhältnismäßig rein gesprochen wird, ist es charakteristisch für den Stadtteil jenseits des Mains, daß gerade Alt-Sachsenhausen als eigentliches Mundartgebiet in Frage kommt. Hier wohnen noch die Heckenwirte, die Fischer, die Handwerker, hier saßen bis in unsere Tage die Gärtner, die Träger der Mundart, in denselben Wohnungen, die schon ihre Vorfahren innehatten. Diese Sesshaftigkeit ist mit ein Hauptgrund, weshalb bis auf heute Sachsenhausen noch nicht völlig seine Eigentümlichkeiten verlor. Wenn auch die Alte Brücke es mit Frankfurt verband, so lag es dennoch abseits von dem großen Handel und Verkehr, der sich jenseits des Flusses abwickelte. Der ländliche Charakter, den Sachsenhausen früher durchaus trug und den es erst recht spät aufgab, die Berufe seiner Bevölkerung boten kein Mittel, es wirtschaftlich sehr eng an Frankfurt zu knüpfen. Der Sachsenhäuser widersetzte sich auch bewußt einem solchen Einfluß. Die scherzhafte Angabe „Frankfurt bei Sachsenhausen“ zeugt davon, daß er sich kaum für geringer hielt als die Frankfurter. Noch heute fühlt sich der alte Sachsenhäuser wohl in seiner gewollten Abgeschlossenheit und vermeidet, wenn nur irgend möglich, den Verkehr mit der Stadt. Nur selten geschah es, daß Eingeseffene nach Frankfurt verzogen. Sie

heirateten meistens unter sich, um das erworbene Gut oder ihr Anwesen nicht in fremde Hände kommen zu lassen. Um so häufiger zogen aber alte Frankfurter, die aus ihren Wohnungen in der Altstadt verdrängt wurden, nach Sachsenhausen.

Immer stärker machte sich auch der Zug von auswärts bemerkbar. Durch die Erbauung der Ober- und Untermainbrücke sowie des Eisernen Steges wurde der Verkehr mit Sachsenhausen wesentlich erleichtert. Die fortschreitende Industrialisierung, die seelenlose Gleichmacherin unserer Zeit, zerstört die Lebensfähigkeit des bodenständigen Handwerks. Mit dem Verschwinden der alten Gärtner, Handwerker, Fischer und Heckenwirte und unter dem stets größer werdenden Einfluß Frankfurts werden bald die letzten Eigentümlichkeiten der Sachsenhäuser Mundart beseitigt sein.

Die hauptsächlichsten Merkmale der Mundart Frankfurts und des Oberhessischen.

An dieser Stelle seien nun kurz die hauptsächlichsten Merkmale der Frankfurter Mundart angegeben. Dabei soll zum besseren Verständnis vom schriftsprachlichen Lautstand ausgegangen und die Übereinstimmungen bzw. Abweichungen von diesem an Beispielen dargelegt werden. Es wird mitunter allerdings nötig sein, auf den mhd. Lautstand zurückzukommen, da manche früher verschiedenen Laute in der Schriftsprache zusammengefallen sind, in der Mundart aber in ihrer Verschiedenheit weiterbestehen.

Fassen wir zunächst die Vokale ins Auge:

Schriftsprachlichem *ä* entspricht mundartliches *ä*, z. B. in *khasdä* Kasten, wohingegen schriftsprachliches *a*, das durch Dehnung aus mhd. *a* entstand, verdunkelt erscheint, z. B. in *sāxx* sagen. Die regelrechte Entwicklung für mhd. *a* ist in den Fällen, wo dem mundartlichen Wort keine schriftsprachliche Entsprechung zur Seite steht, *ö*, z. B. in *plö* blau (mhd. *blā*), *krö* grau (mhd. *grā*). Wo aber dem mundartlichen Wort ein gleiches schriftsprachliches Lautbild entspricht, erscheint mhd. *a* nur verdunkelt zu *ā*, z. B. in *plās* Blase, *wāx* Wage.

Schriftsprachliches kurzes oder langes *ä* bzw. *ë* können verschiedenen Ursprungs sein. Die heutige Schreibung darf nicht irreführen; sie bietet uns keine genaue Wiedergabe der historischen Verhältnisse.

Die Laute können also sein:

1. Sekundäres Umlauts=*ä*, d. h. ein erst in frühmhd. oder noch späterer Zeit entstandener Umlautsvokal von ahd. *a*.
2. Germanisches *ē*.

Diese Vokale zeigen in der Mundart gleiches Verhalten: Sie erscheinen in der Kürze als halboffenes *e*, von der ungefähr gleichen Lautqualität wie schriftsprachliches *e*, z. B. in *fedm* Fäden oder *phesū* Pfeffer, wo sie gedehnt sind jedoch als ein offenes *ē*, z. B. in *lēda* Läden, *wēs* Weg.

3. Primäres Umlauts=*e*, d. h. ein schon in ahd. Zeit aus *a* durch Umlaut entstandenes *e*.
4. Umlaut von ahd. *ā* und *ō*.
5. altdeutsches *ē*.

Die unter 3—5 genannten Vokale zeigen, sowohl wo sie kurz als auch wo sie gedehnt erscheinen, geschlossenes *ē*.

z. B. *bet* Bett, *fītselo* erzählen, *redīs* Rettich, *wēis* wehen, *snū* Schnee.

Alle diese *ä/e*-Laute aber werden, wenn sie vor *r* zu stehen kommen, in der Mundart zu *æ* gebrochen.

z. B. *gædnū* Gärtner, *wæse* werfen, *æwō* erben, *šwæ* schwer, *lærd* Lehrer.

Schriftsprachliches *i* kann sowohl aus mhd. *i* als auch aus dem mhd. Diphthongen *ie* stammen. In diesen Lauten stimmt die Schriftsprache mit der Mundart überein, vgl. z. B. *fligō* fliegen, *šilō* schielen, *flūō* fliegen. Vor *r* erscheint wieder Brechung zu *æ*, z. B. in *wænt* Wirt.

Schriftsprachliches *o* und *u*, das die gleiche mundartliche Entsprechung hat, wird vor *r* zu *o* gebrochen, z. B. *wort* Wort, *knōwō* Knorpel, *dōst* Durst.

ō und *ū* werden entrundet zu *ö* und *ü*, wie *bedm* Böden, *öl* Öl, *rēsdō* rösten, *rigō* Rücken, *hūl* Hügel, *fis* Füße.

Vor *r* tritt wieder Brechung zu *æ* ein, z. B. *khærpō* Körbchen, *gahæ* Gehör, *wæst* Würste, *bæst* Bürste.

In den schriftsprachlichen Doppellauten *ai* (geschr. *ei*) und *au* sind jeweils zwei ganz verschiedene mhd. Laute zusammengefallen: in *ai* mhd. *ei* und mhd. *i*, in *au* mhd. *ou* und mhd. *u*. Auch in der Mundart kommen diese ursprünglichen Verhältnisse zum Ausdruck. Schriftsprachliches *ai* und *au*, die den mhd. langen Vokalen *i* und *u* entsprechen, zeigen auch in der Mundart *ai* und *au*, z. B. *laip* (mhd. *līp*) Leib, *haus* (mhd. *hūs*) Haus. Wo sie dagegen für die mhd. Doppellaute *ei* und

ou stehen, sind sie in der Mundart in *u* zusammengefallen, vgl. z. B. *laip* (mhd. *līp*) Leib Brot, *flaš* Fleisch, *ua* (mhd. *ouge*) Auge, *raux* (mhd. *rouch*) Rauch.

Wir wenden uns nunmehr dem Konsonantismus zu, von dem auch nur wieder das Allerwichtigste gesagt werden soll.

Außer den Halbvokalen *w* und *j*, den Liquididen *l* und *r* und den Nasalen *m* und *n* sind alle Konsonanten stimmlos, d. h. sie werden ohne Anteilnahme der Stimmbänder erzeugt. Als mitteldeutsch ist die Frankfurter Mundart sofort zu erkennen an den unverschobenen *p*-Formen im Gegensatz zum oberdeutschen *pf*. Wo wir im Schriftdeutschen *pf* im Anlaut haben, weist die Mundart behauchtes *ph* auf, d. h. ein *p*, dem der Hauchlaut *h* nachstürzt, z. B. in *phan* Pfanne, *phard* Pfarrer. Ein weniger behauchtes *p* erscheint im Auslaut, z. B. in *strump* Strumpf, *khop* Kopf, wohingegen im Inlaut ein stimmloser *b*-Laut an Stelle von schriftsprachlichem *pf* gesprochen wird, z. B. in *abl* Apfel, *šnubō* Schnupfen, *hibō* hüpfen, *saudrambl* Sauerampfer.

Schriftsprachlichem *b* im Inlaut zwischen Vokalen oder nach *r* und *l* entspricht mundartliches *w*, z. B. in *hawō* haben, *šuwō* Stuben, *khobwō* Kolben, *šdæwō* sterben. Im Auslaut erscheint dafür ein *p*-Laut. Es steht also die *šuwō* die Stuben neben die *šup* die Stube.

Schriftsprachliches anlautendes und inlautendes *d* und *t* sind in der Mundart in den stimmlosen dentalen Verschlusslaut *d* zusammengefallen, vgl. z. B. *dōst* Durst und *dax* Tag, *laidō* leiden und *fadd* Vater.

Inlautendes *nā* und *nt* ist zu *n* assimiliert und vereinfacht, wie z. B. in *šinā* finden, *khinū* Kinder, *hinō* hinten.

Für schriftsprachliches *g* spricht die Mundart inlautend nach *r* und *l* *j*. Sie sagt also *bæjū* Bürger, *šōjō* sorgen, *galjō* Galgen, *weljūn* (mhd. *welgern*) den Teig glätten. Intervokalisches *g* verhält sich verschieden. Es wird auf diese interessante Entwicklung an anderer Stelle eingegangen.

Der Zischlaut *sch* und der palatale Reibelaut *ch* sind mit dem palatalen Reibelaut, der teilweise für inlautendes, nach hellem Vokal stehendes *g* gesprochen wird, in einen Laut zusammengefallen, der ein Zwischending darstellt zwischen *sch* und *ch*. Der heutige Frankfurter spricht also *wišō* wischen, *waišō* weichen und *wišō* wiegen mit demselben *š*-Laut.

s wird nach *r* zu *š* verstärkt, vgl. z. B. *dōst* Durst, *wōst* Wurst.

In dem *f*-Laut der Schriftsprache sind zwei verschiedene altdeutsche Laute zusammengefallen: einmal altes germanisches *f*, wie es z. B. in Käfer vorliegt, dann germanisches *p*, das im Inlaut nach Vokalen durch die hochdeutsche Lautverschiebung zu *ff* verschoben wurde und z. B. in hoffen vorkommt. Beide Laute sind auch in der Mundart voneinander geschieden. Im ersteren Falle spricht die Mundart *w*, z. B. in *khe-wü* Käfer, im letzteren wie die Schriftsprache *f*, z. B. *hofe* hoffen. Die Halbvokale *w* und *j* und der Liquid *l* zeigen im allgemeinen, verglichen mit der Schriftsprache, keine Besonderheiten.

r, das, wie die Aussprache der Umgebung Frankfurts noch deutlich verrät, ursprünglich mit der Zungenspitze gebildet wurde, wird heute, sofern es überhaupt noch gesprochen wird, mit dem Zäpfchen gebildet. Vor Konsonanz ist es vokalisiert worden, z. B. in *khæns* Kirche, *wont* Wort. Nach *h* bzw. *a* ist es völlig geschwunden: *gade* Garten, *hat* Karte. *hat*

Beim *m* ist zu erwähnen, daß es in einigen Wörtern in unbetonter Silbe nicht zu *n* wie in der Schriftsprache wurde, sondern als *m* erhalten blieb, so in *bodm* Boden, *fadm* Faden, *besm* Besen, *prodm* Brodem, *dicker* Dunst, in gleicher Bedeutung *šwadm*.

n ist auslautend unter starker Naselung des vorhergehenden Vokals oder Diphthongs geschwunden, wie in *wai* Wein, *bü* Bein; vor *f* ist *n* zu *m* geworden, z. B. in *semf* Senf, *hamf* Hanf. Schuld daran trägt die starke labiale Bildung des *f*-Lautes.

Nachdem so in ganz groben Umrissen die Hauptmerkmale der Frankfurter Mundart angegeben worden sind, soll in den Ausführungen über die räumliche Begrenzung der Mundart fortgefahren werden. Die folgenden Betrachtungen werden zeigen, wie dieses große einheitliche Stadtgebiet sich abgrenzt gegen die Orte seiner Umgebung.

Es wurde schon eingangs darauf hingewiesen, daß eine scharfe Grenze die Frankfurter Mundart von Preungesheim, Berkersheim und Seckbach scheidet. Um sogleich die völlige Verschiedenheit dieser beiden Idiome zu kennzeichnen, sei der erste Satz der bekannten Sprachatlasätze erst in Frankfurter Mundart, dann in der Mundart der drei Dororte wiedergegeben. Der Satz lautet: Im Winter fliegen die trockenen Blätter in der Luft herum. Die Frankfurter Mundart sagt: *im windü flie di trögona bledü in da luft rum*. Im Oberhessischen — denn das ist die Mundart der drei Dororte — heißt es: *em wenda fleiä dai trugana plæra in da löst arim*.

Auch für die oberhessische Mundart seien an einigen Beispielen die hauptsächlichsten Unterscheidungsmerkmale angegeben.

Die mhd. Diphthonge *ie*, *uo* und *üe*, die in der Schriftsprache als *i*, *u* und *ü*, in der Frankfurter Mundart als *ɪ*, *ʊ* und *ɪ* erscheinen, behalten in der Mundart dieser drei Dororte ihren diphthongischen Charakter und werden zu *ei*, *ou* und *oi* gestürzt. Für jedes ein Beispiel: fliegen heißt in Frankfurt *flie*, im Oberhessischen *fleiä*, tun *dū*, im Oberhessischen *dōu*, müde *mit*, im Oberhessischen *moit*.

Schriftsprachliches *o*, auf mhd. *o* zurückgehend, ist in Frankfurt gleichfalls *o*, in den drei Dororten aber *ʊ*, vgl. z. B. *krös*: *kras* groß.

Der Umlaut dieses *o*, der in der Schriftsprache als *ö*, in Frankfurt zu *e* entrundet erscheint, ist mit schriftsprachlichem *e*, das auf mhd. *e* zurückgeht, im Oberhessischen in *ɪ* zusammengefallen, z. B. böse ist frankfurterisch *bēs*, oberhessisch *bis*, weh frankfurterisch *wē*, oberhessisch *wi*.

Schriftsprachliches *u* und *i*, die auf mhd. *u* und *i* zurückgehen, werden im Gegensatz zu Frankfurt im Oberhessischen zu *o* und *e* gesenkt. Man vergleiche *luft* und *loft* Luft, *windü* und *wendä* Winter.

Schriftsprachliches *e*, das germanischem *ē* entspricht, ist im Oberhessischen entschieden offener als in Frankfurt. Man sagt dort *phæfä* Pfeffer, *šäek* Steg, für hiesiges *phesä* und *šäk*.

Und schließlich erfahren die *a*-Laute eine entschieden stärkere Verdunkelung als in Frankfurt. Man spricht in Oberhessen *šwots* schwarz, *šäpk* stark, *wäksä* wachsen, wo der Frankfurter *šwats*, *šlak* und *wäksä* sagt.

Schriftsprachliches *a*, das auf mhd. *a* zurückgeht, ist im Oberhessischen zu ganz geschlossenem *o* geworden. Man sagt dort *šlofä* schlafen, *gäpräxt* gebracht, während es in Frankfurt *šlafä* und *gäpräxt* heißt.

Der Konsonantismus bietet geringere Abweichungen. Auffallend ist im Gegensatz zu Frankfurt die Bildung des *r* mit der Zungenspitze, das scharf gerollt erscheint.

Inlautend zwischen zwei Vokalen stehendes *d* und *t* wird in dentales *r* gewandelt, wie z. B. in *prourä* Bruder, *rurä* rote.

g zwischen Vokalen fällt aus, vgl. z. B. *kärie* kriegen, *fū* (mhd. *vūgel*) Vögel, *sä* (mhd. *sagen* > **sān* > *sā*) sagen. Auslautendes *g* bleibt Verschlusslaut und wird nicht wie in Frankfurt größtenteils als

Reibelaut gesprochen. Man spricht also *wæk*, *sdæk* und *bærk*, wo der Frankfurter *wäs*, *sdäs* und *bær* sagt.

Nach diesen Hauptmerkmalen, wie sie uns namentlich im Vokalismus entgegentreten, müssen wir, wie schon gesagt, die Mundart von Preungesheim, Seckbach und Berkersheim dem Oberhessischen oder Wetterauischen zuweisen, während die von Frankfurt nach ihrem heutigen Stand zum Binnenfränkischen zu rechnen ist.

Lange nicht so stark von Frankfurt geschieden, aber noch deutliche Spuren eines ehemals anderen Dialekts zeigend, nimmt die Mundart Oberrads unter denen der übrigen Vororte eine mittlere Stellung ein. Sie verrät uns noch deutlich den Kampf mit der Frankfurter Mundart. Zwar sind die charakteristischsten Merkmale ihres einstmaligen oberhessischen Idioms geschwunden, aber dennoch erinnern vereinzelte Wörter wie *roiw* Rüben, *khoi* Kühe, *woila* wühlen, *son* Schuh als Reste an eine ehemals andere Entwicklung von mhd. *ie* und *uo* als in Frankfurt. In anderen weniger in die Ohren klingenden Eigentümlichkeiten hat Oberrad seine Ursprünglichkeit stärker gewahrt. Man sagt dort noch *dat* für *tot*, *hux* für *hoch* usw.

Mit Sachsenhausen zeigt Oberrad im Gegensatz zu Frankfurt eine wesentlich stärkere Verdunkelung der *a*-Laute.

Auch die bereits vorhin als oberhessisch bezeichnete offene *æ*-Ausprache für germanisches *ē* zeigen Sachsenhausen und Oberrad im Gegensatz zu Frankfurt, also: *ræst* Recht, *sdæk* Steg, *phæf* Pfeffer. In Oberrad ist schriftsprachliches auslautendes *g* noch durchgängig Verschlusslaut, so z. B. in *wæg* Weg, *bærk* Berg, wohingegen in Sachsenhausen bereits wie in Frankfurt der Reibelaut *ß* gebräuchlich ist, wo man also *wäs*, *bær* spricht. Doch der Sachsenhäuser Berg heißt im Munde der Sachsenhäuser ausschließlich der *bærk*. In diesem Eigennamen bewahrte das Wort seine ursprüngliche Lautgestalt.

Während die bis jetzt betrachteten Vororte in ihrer Sprache starke Abweichungen von Frankfurt aufweisen, zeigen die noch übrigen Orte Eckenheim, Eschersheim, Heddernheim, Ginnheim, Niederursel, Bonames, Praunheim, Hausen, Rödelheim und schließlich Niederrad verhältnismäßig nur geringe Verschiedenheiten. In der Hauptsache sind die *a*-Laute dunkler, das auf germanisches *ē* zurückgehende *e*, wie in *wæg* Weg, offener. In Eckenheim, Eschersheim, Heddernheim, Niederursel, Ginnheim und Praunheim ist die Sprache einiger sehr alter, von jeher dort ansässiger Leute noch mit geringen Resten des Oberhessischen durchsetzt. Dies ist, wie wir alsbald sehen werden, von besonderer Wichtigkeit.

Betrachten wir nun

Die Gründe des so verschiedenen Verhaltens der Mundarten der Vororte zu der Frankfurts.

Seckbach, Berkersheim und Preungesheim gehörten einstmalig zur Reichsgrafschaft Hanau und zählten bis zum Jahre 1886 zum Kreis Hanau. Bis auf den heutigen Tag haben diese Orte ihren ländlichen Charakter bewahrt. Ihre Einwohnerschaft besteht noch zu einem großen Teil aus Bauern, die Generationen hindurch bodenständig sind. Am reinsten als Dorf und frei von fremdem Einfluß hat sich Berkersheim erhalten. Seit den letzten 50 Jahren nahm seine Bevölkerung nur ganz unbedeutend zu. Sie ist um knapp ein Drittel gewachsen. Immer stärker in den Bereich der Großstadt werden seit den letzten Jahrzehnten Preungesheim und Seckbach gezogen. Seckbach stieg seit 1867 auf das Doppelte, Preungesheim auf mehr als das Dreifache seiner ursprünglichen Einwohner. Die Nähe der Großstadt und die Entstehung von Villenkolonien veranlaßten viele Handwerker und Arbeiter, sich in den Dörfern anzusiedeln, so daß das bäuerliche Element bei weitem nicht mehr so stark hervortritt wie in Berkersheim. Durch diese Zuwanderung ist der Geltungsbereich der oberhessischen Mundart in Preungesheim und Seckbach unter deren jetzigen Einwohnern stark gemindert und auf die Kreise der Landwirtschaft treibenden oder mit ihr in Zusammenhang stehenden Bevölkerung beschränkt worden. Allerdings hat sich unter ihr das Wetterauische ziemlich rein erhalten.

Zu Frankfurt in näherer Beziehung als die Seckbacher und Preungesheimer „Bauern“ standen die Oberräder „Gärtner“, die die Hauptmasse der ursprünglichen Bevölkerung Oberrads bildeten. Sie kamen infolge des Verkaufs ihrer Gartenerzeugnisse — Gemüse aller Art — allwöchentlich auf den Märkten mit der Bevölkerung Frankfurts in enge Berührung. Schon das Bemühen, ihren städtischen Kunden gerecht zu werden und, wenn irgend möglich, den Kreis ihrer Abnehmer zu vergrößern, mußte zur Folge haben, daß sie auch in ihrer Sprache sich ihnen anzupassen suchten. So haben sie denn mit den Jahren die größten sprachlichen Verschiedenheiten beseitigt. In der jüngsten Zeit ist die Anzahl der Gärtner sehr zurückgegangen. Durch die starke Ausdehnung der Großstädte Frankfurt und Offenbach, zwischen denen Oberrad eingeklemmt liegt und mit denen es nahezu verwachsen ist, wird der Bevölkerung immer mehr Gartenland weggenommen. Oberrad ist heute kein Gärtnerdorf mehr. Seine Bevölkerung besteht be-

reits zum großen Teil aus Handwerkern und Arbeitern, die, in den Fabriken der benachbarten Städte beschäftigt, dort bald ihre mundartlichen Eigentümlichkeiten ablegen und zu Trägern und Verbreitern der Stadtmundarten werden.

Läßt immerhin die noch sehr mit oberhessischen Lauterscheinungen durchsetzte Mundart Oberrads auf eine verhältnismäßig erst spät nachdrücklich einsetzende Beeinflussung durch die Sprache Frankfurts schließen, so müssen unter Berücksichtigung des bis jetzt Ausgeführten zweifellos die übrigen Vororte im Norden und Westen der Stadt bedeutend früher unter starkem Einfluß Frankfurts gestanden haben, denn in einigen Orten, wie Bonames, Hausen, Niederursel und Praunheim, die so weit von der Stadt entfernt liegen und erst seit allerjüngster Zeit durch Vorortbahnen mit ihr verbunden sind, ist die verhältnismäßige Zunahme der Bevölkerung in den letzten 50 Jahren kaum größer als in Seckbach, Preungesheim oder Oberrad. Nun könnte ja die heutige ungefähre Übereinstimmung der Frankfurter Mundart mit der dieser Orte darauf beruhen, daß letztere schon in alter Zeit zu demselben Dialektgebiet wie Frankfurt gehörten. Dem ist jedoch entgegenzuhalten, daß z. B. in Eckenheim, Eschersheim, Ginnheim, Praunheim die Sprache sehr alter bodenständiger Leute noch oberhessische Eigentümlichkeiten zeigt. Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir annehmen, daß in früheren Tagen das Sprachgebiet der Wetterau bis unmittelbar vor die Tore der Stadt gereicht hat und daß durch den steten, bereits sehr früh einsetzenden Einfluß Frankfurts auf einige Dörfer des Nordens und Westens seine Mundart an Boden gewann.

In der Tat gehörte ja in früheren Jahrhunderten Rödelheim, Bonames, Hausen und Niederursel, in dessen Besitz sich bis zum Jahre 1714 die Stadt mit den Erben der Cronberger, den Grafen von Solms, teilte, zum Gebiet der Freien Reichsstadt Frankfurt. Zur Sicherung seiner Messen schloß Frankfurt im Mittelalter mit den Inhabern der benachbarten Burgen Ursel und Bonames Verträge ab, wonach in Sehzeiten diese Burgen den Frankfurter Bürgern geöffnet werden sollten. In letzterem Orte hielt der Frankfurter Rat zur Wahrung des Landfriedens und Sicherung der Niddagrenze einen Adligen mit mehreren Reisligen. So bildeten sich dort unter dem Einfluß der Stadt eine Reihe von Gewerben aus, von denen namentlich die Wollweberei einige Zeit größere Bedeutung erlangte. Die Brücken über die Nidda bei Eschersheim, Rödelheim und Nied wurden von dem Grafen Ludwig von Hanau der Stadt übergeben und ihr dort erlaubt, Zölle zu erheben. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts entstanden infolge der

Schwierigkeiten, die der Frankfurter Rat der Anlage von Großbetrieben innerhalb des Stadtgebietes bereitete, auf den umliegenden Ortschaften, u. a. Niederursel, Rödelheim, Hebbornheim, Praunheim und Niederrad, Fabriken, die zum Teil von Frankfurtern gegründet wurden. Reiche Frankfurter Bürger bauten sich Sommerfröhen vor den Toren der Stadt in Bockenheim, Hausen, Rödelheim, während der Mittelstand, die einfachen Bürgerleute und Handwerker, gleichfalls jene Orte zum Ziel ihrer Erholungs- und Vergnügungsfahrten machten. Die in den Orten aufblühende Industrie mag damals viele Handwerksleute aus Frankfurt angezogen haben. Heute befinden sich unter ihren Einwohnern nur noch vereinzelt Bauern; die Hauptmasse der Bevölkerung besteht aus Handwerkern und Arbeitern, die in den Fabriken und Werken der betreffenden Orte, ihrer näheren Umgebung oder aber in Frankfurt selbst beschäftigt sind.

Die Abgrenzung der Mundart nach Gesellschaftskreisen.

Noch bis zur Wende des 18. Jahrhunderts muß die Frankfurter Mundart selbst in den höchsten Kreisen der Bürger — bei den Patriziern und Ratsherren — die Sprache des täglichen Lebens und Umgangs gewesen sein. Dafür zeugen Frau Ajas Briefe mit ihren echt Frankfurter Ausdrücken und Redewendungen. Auch ihr großer Sohn, dessen Urfaust mannigfache mundartliche Merkmale zeigt, konnte in seiner Sprache zeitlebens nicht die Frankfurter Herkunft verleugnen. Maß sagt in der vom Februar 1820 datierten Vorrede zu seinem Bürgerkapitän, daß in Frankfurt groß wie klein, einer wie der andere Mundart spreche und daß das Hochdeutsche nicht Sache der Frankfurter sei. Doch bemerkt er auch, daß es manche gebe, die hochdeutsch reden; allerdings sei es darnach. Nun, wir müssen zweifellos annehmen, daß zu Beginn des 19. Jahrhunderts in den Kreisen der Vornehmen und Gebildeten sich mehr und mehr das Schriftdeutsche als Umgangssprache Eingang verschaffte. Auf dem Wiener Kongreß wurde Frankfurt zum Sitz des Bundestags bestimmt und somit in den Mittelpunkt des politischen Lebens des damaligen deutschen Staatenbundes gestellt. Die reichen Frankfurter Bürger boten alles auf, um es an glänzendem Auftreten und vornehmer Lebenshaltung den reichen Diplomaten des Bundestags gleichzutun. Da konnte kaum mehr die Sprache des gemeinen Mannes als Umgangssprache der feineren Gesellschaft dienen. Die fortschreitende Entwicklung des Handels und namentlich der Industrie füllte Frankfurt mit fremdbürtigen Kauf-

leuten und Ingenieuren, zu denen sich eine große Anzahl von preussischen Lehrern und Beamten gesellte. Im Verkehr mit ihnen gaben die Alt-Frankfurter besseren Standes — insofern sie nicht schon in Folge ihres Berufes als Großkaufleute oder Akademiker in anderen Gegenden Deutschlands verweilten und dort manche Eigentümlichkeiten ihrer angeborenen Sprache verloren — ihre Mundart allmählich auf, und es bildete sich eine Halbmundart heraus, die bei der älteren Generation durchschnittlich noch stärker mundartlich gefärbt ist als bei der mittleren oder gar jüngeren.

Die Hauptträger der Frankfurter Sprache waren ohne Zweifel von jeher die Angehörigen des Mittel- und Kleinbürgertums, die Handwerker und Gärtner, die kleinen Kaufleute und Gewerbetreibenden. Sie bedienen sich noch heutzutage der Mundart als Umgangssprache, wenngleich die zu einer gewissen Wohlhabenheit und größerer Bildung gelangenden unter ihnen die größten Unterschiede ihrer Mundart gegenüber dem Hochdeutschen zu dessen Gunsten beiseitigen. Sie sind nicht mehr wie ehemals stolz auf ihre Sprache, sondern betrachten sie mehr und mehr als unfein und höchstens noch für den Mann der untersten Klasse passend. Diese Anschauung ist nicht nur darin begründet, daß das mittlere Bürgertum sich abschließen will gegen die Angehörigen des immer größer werdenden vierten Standes, in dessen Kreisen, wie wir gleich sehen werden, die Mundart neue Vertreter findet, sondern sie ist nicht zum geringsten die Folge der Schule, die mitunter herzlich wenig Verständnis aufbringt für die angeborene Sprache ihrer Schüler; unter ihrem Einfluß bildet sich bei den Kindern frühzeitig die von den Lehrern nicht bekämpfte falsche Auffassung, als sei die Mundart etwas Verderbtes, Unfeines und Gemeines.

Verliert so auf der einen Seite durch den gezeichneten Gang der Entwicklung die Frankfurter Mundart in den Kreisen der Gebildeten und des Mittelstandes an Vertretern, so gewinnt sie andererseits neue Anhänger aus der untersten Klasse der Bevölkerung. Nach Einführung der Gewerbefreiheit im Jahre 1864 und nach der Beseitigung des Zunftwesens wurde die Lage des Handwerks unter dem Druck der scharfen Konkurrenz der rings um Frankfurt liegenden Fabriken fortgesetzt verschlechtert. Viele Gesellen sagten ihrem Handwerk Valet, da sie in den Fabriken höheren Lohn erhielten. Die Meister, die keine Helfer bekamen und die nicht die Mittel hatten, den Kampf mit der Konkurrenz aufzunehmen, waren durch den Druck der Verhältnisse gezwungen, auch ihrerseits in die Fabriken einzutreten. So

kam es, daß aus den Kreisen der Handwerker und Kleingewerbetreibenden viele in den vierten Stand herabgedrückt wurden. Die zugezogene Arbeiterbevölkerung glied sich ihren Frankfurter Arbeitsgenossen an und verschmolz mit ihnen zu einem einheitlichen Ganzen. Denn schon die Kinder oder gar Enkel jener Eingewanderten waren Frankfurter und sprachen deren Mundart. Die enge Arbeitsgemeinschaft und der Verkehr des Kleinbürgertums mit der Arbeiterbevölkerung, der stete soziale Ausgleich zwischen beiden wirkt sich auch aus in der Gemeinsamkeit und Gleichheit ihrer Mundart. Sie bilden heute die Hauptmasse der mundartredenden Bevölkerung.

Mundart und Individualität ihrer Träger.

Für die weiteren Ausführungen sei angeknüpft an einen Gedanken, der einleitend geäußert wurde, nämlich, daß jede Mundart untrennbar ist von der Scholle, auf der sie gewachsen ist. Sie ist wie eine Pflanze, wie ein lebender Organismus überhaupt, der seine Eigenart nur dann bewahren kann und schließlich nur dann lebensfähig bleibt, wenn er dem Boden, auf dem er erwuchs, und dem Klima, bei dem er gedieh, nicht entzogen wird. So ist die Sprache eines Volkes, die Mundart eines Volksteiles das Spiegelbild seiner Seele. Sie unterliegt Gesetzmäßigkeiten, die in der Individualität ihrer Sprecher begründet sind. Solchen Fragen nachzuspüren, gehört zu den schönsten und reizvollsten Aufgaben eines Mundartforschers. Ja, sie sind meines Erachtens für jeden Sprachforscher überhaupt die Aufgaben, nach deren Lösung er streben soll. Aber sie sind als solche letzten Fragen zugleich auch die schwierigsten. Wenn mit ein paar skizzenhaften Andeutungen diesen im Unterirdischen verborgenen Kräften nachgespürt werden soll, so seien diese Ausführungen nur als vage Tastversuche aufgefaßt. Sie machen keinen Anspruch auf unumstößliche Wahrheit! Sie wollen nur, selbst wenn sie falsch sein sollten, anregend zu Beobachtungen in dieser Richtung wirken.

So wie der Frankfurter redet, so ist er, so ist sein ganzes Wesen. Wenn das Gesetz von der vis minima, d. h. von der geringsten Anstrengung, die nötig ist, um einen Laut hervorzubringen, auf die Mundarten angewandt werden kann, dann trifft es in besonders hohem Maße bei der Frankfurter Mundart zu. Von dem gemächlichen, bequemen, gern behaglich dahinlebenden alten Frankfurter kann man nicht erwarten, daß er besonders starke Regsamkeit in der Betätigung seiner Sprachwerkzeuge zeigt. Der Mangel an gerundeten

Lauten läßt auf geringe Betätigung der Lippen schließen. Bei Bildung von *u*, des Vokals der Mundart, der mit stärkster Anteilnahme der Lippen hervorgebracht wird, sind sie nur mäßig vorgestülpt im Vergleich zur Rundung bei der bühnendeutschen Aussprache des *u*. Aufträger Öffnung des Mundes beruht in der Hauptsache die Verdunkelung, die die *a*-Laute erfuhren. Zur Bildung eines reinen *a*-Lautes bedarf es ziemlich starker Öffnung des Mundes, oder mit anderen Worten ausgedrückt, die Zähne müssen voneinander genommen werden, was jedoch eine Anstrengung voraussetzt, die nicht ohne weiteres der Frankfurter Mundart zugemutet werden kann. Die alten *a*-Laute waren verdunkelt; das aus mhd. *ei* und *ou* entstandene *ä*, wie z. B. in *nas* Fleisch, *naax* Rauch zeigt bereits schon wieder deutlich das Streben zur Verdunkelung.

Die Stimmbänder nehmen an der Erzeugung der Laute sehr geringen Anteil. Stimmhafte Verschluss- und Reibelaute sind im allgemeinen der Mundart fremd, und häufig werden die schwach stimmhaften Halbvokale, Liquide und Nasale im Anlaut eines Wortes ohne Schwingungen der Stimmbänder, d. h. stimmlos, gesprochen. Die starke Naselung der Vokale in der Umgebung von Nasalen und die mitunter gehörte näselnde Aussprache der Mundart zeugt von geringer Tätigkeit der Gaumensegelmuskulatur. Die zahlreich in der Mundart stattfindenden Angleichungen von Lauten beruhen auf demselben Prinzip.

Die Wandlung des scharf gerollten Zungenspitzen-*r* in ein Zäpfchen-*r*, die Verkürzung dieses *r* wieder auf nur eine Zitterbewegung des Zäpfchens, ferner die vor Konsonanz erfolgende Reduktion des *r* zu einem vokalischen *r*-Element, wie z. B. in *waxent* Wirt, *fort* fort, bzw. sein völliger Ausfall, wie in *ihat* Karte, *gäds* Garten usw., sind weitere Wirkungen der herrschenden Gesehmäßigkeit.

Ein anderes Beispiel für dieses Gesez ist die unter schriftsprachlichem Einfluß stehende Kompromißbildung *f* der Halbmundart in Wörtern, wo die Schriftsprache *pf*, die Mundart *ph* bzw. *p* aufweist, z. B. schriftsprachliches *Pfarrer* ist mundartliches *pharä*, halbmundartliches *farä*. Eine in die Halbmundart zu übernehmende schriftsprachliche Aussprache *pf* kann der Frankfurter Mundart wegen der schwierigen Bildung der Affrikata *pf* nicht zugemutet werden.

Leider ist es im Rahmen dieser Arbeit nicht möglich, an Hand einer größeren Anzahl von Beispielen näher auf die hier nur skizzierten Erscheinungen einzugehen; durch sie würden meine Darlegungen weitere Stützen erhalten.

Es soll vielmehr noch von den äußeren Einflüssen gesprochen werden, die auf die Mundart wirkten und noch wirken. Und zwar möge zunächst etwas über die Einwirkungen des Jüdisch-Deutschen und des Französischen auf die Mundart gesagt werden — Einwirkungen, die sich zum größten Teil auf den Wortschatz beziehen.

Die Juden und die Frankfurter Mundart.

Infolge seiner für den Handel günstigen Lage war Frankfurt von jeher ein starker Anziehungspunkt für die Juden. Es kann vermutet werden, daß sie sich schon zu Zeiten Karls des Großen hier angesiedelt haben, wenn auch die älteste Nachricht von einer Judengemeinde erst aus dem Jahre 1150 stammt. Dreimal, und zwar in den Jahren 1241, 1349 und 1614, wurden sie gänzlich aus Frankfurt vertrieben, sind aber immer wieder kurze Zeit nach ihrer Ausweisung zurückgekehrt. Das ganze Mittelalter hindurch betrieben die Juden hauptsächlich das Pfandgeschäft, oder sie spielten die Rolle von Geldverleihern. Nach dem 30jährigen Kriege mußten sie sich infolge der Verarmung des Volkes andere Erwerbsmöglichkeiten suchen. Sie wandten sich mehr und mehr dem Warenhandel zu. Heutzutage erstreckt sich ihre Tätigkeit auf alle Zweige des Handels. Während in den Jahren 1360 bis 1500 sich die jüdische Gemeinde auf einem niederen Stand erhielt, hat im 16. Jahrhundert eine bedeutende Vermehrung stattgefunden. Nachdem unter Karl von Dalberg den Juden am 28. Dezember 1811 das Bürgerrecht zuerkannt worden war, hat ihre Zahl ständig zugenommen, so daß sie im Jahre 1880 nach der Eingemeindung Bornheims über 10 % der Bevölkerung ausmachten. Für das Jahr 1910 beträgt die von mir auf Grund der Unterlagen des Statistischen Amtes errechnete Zahl ungefähr 8 % der Einwohner des Stadtgebietes. Bei einer solchen Stadt wie Frankfurt, in der die Juden schon immer eine bedeutende Rolle spielten und „in welcher die soziale Annäherung derselben an die Bevölkerungselemente so weit vorgeschritten ist“ wie in kaum einer anderen Stadt Deutschlands, kann es nicht wundernehmen, daß dieser Einfluß auch in der Mundart dieser Stadt stark zum Ausdruck kommt. Ihr Wortschatz hat durch jüdisch-deutsche Wörter eine nicht unerhebliche Bereicherung erfahren. Das Jüdisch-Deutsche scheint erst gegen Ende des Mittelalters sich gebildet zu haben. „Allen bis gegen den Schluß des Mittelalters verfaßten Dokumenten zufolge standen die deutschen Juden in der Sprache — bis auf einzelne Redeweisen und hier und da die Aussprache — den deutschen Christen gleich. Aber schon im

16. Jahrhundert und noch stärker in den beiden folgenden Jahrhunderten bildete sich der Dialekt der Juden zu einem eigenen, sogenannten Jüdisch-Deutschen aus, in welchem hebräische, eigene jüdische und veraltete deutsche Ausdrücke in gleicher Menge vorhanden waren." (Sung, Die gottesdienstlichen Vorträge der Juden. Frankfurt a. M. 1892, 2. Aufl., S. 452/53.)

Über dieses Jüdisch-Deutsche und in der von ihm gewandelten Form drangen die hebräischen Bestandteile in unsere Mundart ein.

Im folgenden kann nur eine ganz beschränkte Anzahl (ungefähr ein Fünftel) solcher Wörter angegeben werden, die nahezu von jedem älteren Frankfurter, auch wenn er nicht in enger Beziehung zu Judenkreisen steht, gekannt und gebraucht werden.

axala (aus hebr. *akhal* „essen“, Weig.-Hirt, Dtsch. Wörterbuch) essen.

bann auch *phanim* (hebr. *panim* „Gesicht“, vgl. Abrah. Tendler, Sprichwörter und Redensarten deutsch-jüd. Vorzeit Nr. 371) Gesicht.

dalas (aus hebr. *dallath* „Armut“, „Unglück“, Weig.-Hirt, Dtsch. Wörterbuch) Armut, Unglück.

äwän (aus hebr. *dibber* „reden“, Weig.-Hirt, Dtsch. Wörterbuch) reden, flüstern, dazu *gediwä* Gerede, Geflüster.

gamfa (aus hebr. *ganabh* „stehlen“, Weig.-Hirt) stehlen, dazu *gamfa* Dieb.

ksairas (aus hebr. *geserä* „Behauptung, Disputation“, Weig.-Hirt) unnützes Gerede, Wirrwarr von Stimmen.

khalä (hebr. *kallah* „Braut“, Weig.-Hirt) Liebste (verächtlich).

mas (neuhebr. *mius* von hebr. *maas*) widerlich, schlecht, häßlich.

šatsä (zu späthebr. *schiddakh* „kuppeln“, Weig.-Hirt) Heiratsvermittler.

šmas (hebr. *schemä'oth* „Erzählungen“, Plur. von *schemä'ä*) leeres, eitles Geschwätz, *šarvas šmas* müßiges Gerede wie am Sabbath.

Die eingewanderten älteren Juden, die dem Mittelstande angehören, sprechen die Frankfurter Mundart ziemlich rein. Sie hängen im allgemeinen mit größerer Beharrlichkeit an der Sprache ihrer Vaterstadt als so mancher ihrer christlichen Mitbürger. Das tritt auch besonders auffallend in die Erscheinung in den Kreisen der besseren Juden. Sie haben zwar die Mundart abgelegt, aber um so mehr halten sie an einer Halbmundart fest, die sich von derjenigen der übrigen gebildeten Alt-Frankfurter Kreise dadurch unterscheidet, daß sie noch sehr stark mundartlich gefärbt ist.

Jüdischem Einfluß möchte ich auch eine gewisse parabolische und hyperbolische Ausdrucksweise zuschreiben, wie sie namentlich bei Frauen

und Mädchen der mittleren und besseren Stände und besonders eben bei Jüdinnen zu hören ist. Wenn gesagt werden soll, daß irgend etwas schön ist, so wird es als *sas süß*, *troi treu*, *hærtsis herzig*, *goldis goldig* bezeichnet; häufig werden die Wörter noch verstärkt durch *šærädälis fürchterlich*, *šæräbä fürchtbar*, *aš arg*, *kreslis gräßlich*. Der Jude neigt in seinem Gefühlsleben zur Übertreibung, was in der Sprache in der Hyperbel und Parabel zum Ausdruck kommt.

Das französische Element in der Mundart.

Die Anzahl der augenblicklich von der Mundart gebrauchten Wörter französischen Ursprungs ist noch ganz bedeutend, wenn schon ein Vergleich mit früheren Zeiten dartut, daß sie geringer geworden ist. Nach Fr. Stolke sollen sich die französischen Wörter hauptsächlich zu Anfang des 19. Jahrhunderts, während der Regierungszeit des Fürst Primas, in der Frankfurter Mundart eingebürgert haben. Doch wohl schon im 17. Jahrhundert, als französische Kultur und Sitte in den oberen Gesellschaftskreisen zu herrschen begannen, hat die französische Sprache Einfluß gewonnen, namentlich in Frankfurt, „wo alle vom Auslande eingeführten Moden, mochten sie in der Kleidung, in der Sprache oder sonst sich Geltung verschaffen, meist zuerst zur Herrschaft gelangten“. Aber die Jahre 1806—1813 werden in der Tat die meisten Entlehnungen gebracht haben. Da kam die Frankfurter Bürgerschaft während der häufigen Durchmärsche und Einquartierungen der Franzosen mit ihnen in engste Berührung, und sie bemühte sich wohl in ihrem eigenen Interesse, eine möglichst große Anzahl der nötigsten Ausdrücke zu erlernen, um zu einer leichteren Verständigung mit ihren welschen Gästen zu kommen. Die in dieser Weise aufgenommenen Wörter wurden der Mundart angeglichen; denn sie waren denselben Gesetzmäßigkeiten unterworfen wie das einheimische Sprachgut.

Ihre starke Verbreitung und Erhaltung ist wohl vor allem auch darauf zurückzuführen, daß sich der mittlere Bürgerstand darin gefiel, das Fremdländische nachzuahmen, weil er es für feiner hielt, und daß er in den französischen Wörtern ein Ausdrucksmittel gefunden zu haben glaubte, durch das er gebildet und vornehm erschien. Daß bei dem mittleren Bürgertum in der Hauptsache die Träger des französischen Elements zu suchen waren, lassen die Werke der früheren Mundartdichter erkennen, die mit Vorliebe seinen Angehörigen solche Wörter in den Mund legen. Und noch bis auf den heutigen Tag

haben sich in den Kreisen der alteingesessenen besseren Handwerker und Gewerbetreibenden — und da vor allem bei den Frauen — französische Ausdrücke erhalten, die von Leuten niederen Standes nicht verstanden werden, wie, um nur wenige Beispiele zu nennen, *mandantinn* (frz. *maintenir*) fertigbringen, *regalinn* (frz. *régaler*) sich gültlich tun, jemand bewirten, *esdaminn* (frz. *estimer*) achten, *süesafinn* (frz. *échauffer*) erhitzen, abtoben, aufregen. Die alten Marktfrauen reden die bessere Bürgersfrau, d. h. diejenige, die im Hut auf den Markt kommt, in alter Gewohnheit mit *Madamche* an, sie wissen, wie sehr sich namentlich früher die so Angeredete geschmeichelt fühlte. (Die Anrede für die Frau ohne Hut ist *fra* oder *fräse* — Frau oder Frauen.) In den niederen Kreisen scheinen im allgemeinen die französischen Wörter niemals so recht heimisch geworden zu sein. Wenn heutzutage ein großer Teil von ihnen außer Gebrauch gekommen oder ganz vergessen worden ist, so ist der Grund darin zu suchen, daß die Bevölkerungsschicht, in der sie heimisch waren, — eben das alteingesessene mittlere Frankfurter Bürgertum — starke Änderungen erfahren hat, infolge deren sie nicht mehr die Hauptträgerin der Mundart ist und keinen bestimmenden Einfluß mehr auf sie ausübt. Ein Teil des mittleren Bürgertums, wenn er trotz höherer Bildung noch nicht völlig von der Mundart ließ, mied die französischen Wörter, weil sie ihm abgeschmackt und zopfig vorkamen; diejenigen, die mit dem vierten Stand in Berührung kamen, wurden vorsichtiger im Gebrauch dieser Fremdwörter, weil sie in jenen Kreisen nicht verstanden wurden.

Aus der Wandlung gewisser Laute können wir schließen, daß nicht alle Wörter unmittelbar aus dem Französischen in die Frankfurter Mundart übernommen wurden, sondern erst über unsere westlichen Stammesgenossen eingedrungen sind. So läßt die Verstärkung des *s* zu *š* in *disgarinn* (frz. *discourir*) reden, sich unterhalten, *disbadinn* (frz. *disputer*) in Wortwechsel geraten, sich streiten, u. a., sich nur erklären, wenn wir annehmen, daß die Wörter durch die Vermittlung des Pfälzischen zu uns gekommen sind. Dort findet diese Verstärkung (im Gegensatz zu Frankfurt) auch in einigen anderen Fällen statt, wo nicht nur *r* dem *s* vorausgeht. In anderen Wörtern, deren Laute im Pfälzischen gleiche Entwicklung wie in unserer Mundart zeigen, ist es natürlich nicht möglich festzustellen, ob sie unmittelbar aus dem Französischen oder über die Nachbarmundart in die Frankfurter eindringen.

Die Beeinflussung durch Nachbargebiete.

Nun einiges über den Einfluß der Nachbargebiete auf unsere Mundart.

Es wurde bereits gezeigt, wie die Frankfurter Mundart der bis vor die Tore der Stadt sich erstreckenden Mundart der Wetterau schrittweise Boden abgewinnt. Von einem Einfluß in umgekehrter Richtung ist heute wenig mehr zu verspüren. In einigen Wörtern mit schriftsprachlichem *u* und *i* der Consilbe spricht die Frankfurter Mundart *o* und *e*, obwohl ebenfalls *u* und *i* zu erwarten wäre, so in *hop* Puppe, *roba* rupfen, *isoba* zupfen, *protzala* pruzeln, *wedü* wider, gegen, *net* nicht, *prenga* bringen, *šwema* schwimmen, *met* mit. Die drei letzten Wörter habe ich nur noch von wenigen alten Frankfurtern gehört, der jüngeren Generation sind sie nicht mehr geläufig. Die Werke früherer Mundartdichter zeigen uns solche *o/e*-Formen häufiger (vgl. auch Bendingasse für eigentlich Bindergasse), und erst für die Stadtmundart im Mittelalter, wie sie uns aus den Urkunden der Stadtkanzlei entgegentritt, brauchen wir um Schreibungen von *elo* an Stelle von *i/u* nicht verlegen zu sein. Zweifellos beruhen diese *elo*-Formen auf oberhessischem Einfluß; denn dort hatten wir ja *loft* für *luft* Luft und *wenda* für *windü* Winter. Daß die Anzahl dieser Wörter auf die oben angegebene zusammenschmolzen ist und weiterhin abnimmt, ist einestells dem Einfluß der Schriftsprache zuzuschreiben. Dann aber war Frankfurt im Mittelalter dem größten Teil seiner Einwohner nach nicht süddeutsch, sondern diese kamen aus der Wetterau, und Frankfurt konnte mit Fug und Recht eine wetterauische Stadt genannt werden. Heutzutage treten die süddeutschen Staaten mit Einwanderungskontingenten stärker hervor. Frankfurt ist seiner Bevölkerung nach mehr und mehr zu einer süddeutschen Stadt geworden.

In welcher anderer Weise die Nachbargebiete auf unsere Mundart eingewirkt haben, das sei noch an zwei charakteristischen Beispielen gezeigt.

Für schriftsprachliches *schon* mhd. *schone* sollten wir dem Stand unserer Mundart gemäß *šon* bzw. mit epenthetischem *t* *šont* erwarten. Diese Formen kommen auch vor. Doch ihnen zur Seite stehen *šun* bzw. *šunt*, so auch in *šunmal* schon einmal. Schauen wir uns die *schon*-Karte des Sprachatlases an. Sie zeigt uns Frankfurt innerhalb eines großen *schun*-Gebietes liegen, das mit sehr vielen *schon*- und *schu*-Formen durchsetzt ist. Es grenzt sich im Norden etwa in der Linie Runkel—Buhbach—Nidda—Wenings gegen ein *schu*-Gebiet, im Osten

ungefähr in der Linie Wenings—Gelnhausen—Seligenstadt—Wörth gegen ein *schon*-Gebiet ab. Diese beiden Gebiete wirkten nun auf unser Gebiet ein. Von dem nördlichen wurde der Vokal *u*, von dem östlichen der bewahrte Nasal *n* übernommen, so daß die Form *schun* einen Kompromiß zwischen den Formen der beiden Gegenden darstellt.

Wir haben in diesen Kompromißbildungen, die durch die Einwirkungen zweier Sprachgebiete bewirkt werden, etwas Ähnliches wie in den Kompromißformen, die durch Mischung von zwei Wörtern entstanden sind: so ist das Wort *klotsə* die Klauen, die Finger eine Mischung aus mhd. *cla*, das regelrecht zu *klo* wurde und schriftsprachlichem *Klaue* entspricht, mit dem Worte *datə* Tazgen; *ladbiət* ist als Mischung zu denken aus *Laterne* und mhd. *liuchte* Leuchte.

Das zweite Beispiel: Bei intervokalem *g* schwankt der Sprachgebrauch. In einigen Fällen ist *g* geschwunden, wie in *flie* fliegen, *laie* liegen, *gai* Geige, in anderen Wörtern erscheint *s* dafür, wie in *bise* biegen, *nəsmə* regnen, *gēsə* gegen u. a. m. Der Sprachgebrauch ist also nicht konsequent. Wie erklären sich diese Formen nebeneinander? Der Sprachatlas gibt wieder Auskunft. Er zeigt den Verlauf zweier Linien für fliegen und sagen: ein westliches Gebiet, in dem inlautend *g* geschwunden ist, und ein östliches, in dem es als Reibelaut erhalten blieb. Die Linien sind bei beiden Wörtern verschieden. Für fliegen liegt Frankfurt in dem Gebiete mit geschwundenem *g*, für sagen außerhalb dieses Gebietes. Die Grenze gegen das östliche Gebiet überschreitet zwischen Frankental und Worms den Rhein, folgt ungefähr der südlichen Grenze Hessens und wendet sich bei Eberbach in nördlicher Richtung bis Groß-Umstadt, von da nach Nord-Nordosten auf Gelnhausen zu. Bei der Linie für sagen ist bemerkenswert, daß sie von Groß-Umstadt aus nach Nordwesten bis Höchst verläuft und von da in östlicher Richtung umbiegt, bis sie ungefähr bei Somborn die vorher beschriebene Linie trifft, so daß das Dreieck Groß-Umstadt—Höchst—Somborn einschließlich der Städte Frankfurt, Offenbach, Hanau, das für fliegen Schwund des inlautenden *g* aufwies, für sagen es bewahrt hat. Ob in Frankfurt nach *a* und allen velaren Vokalen, im Gegensatz zu den palatalen, *g* erhalten blieb oder ob es schwand, wofür *halgands* (aus mhd. *hagelgans*) Halgans herangezogen werden könnte, kann ich einstweilen nicht entscheiden. Auf jeden Fall wirkte das östliche Gebiet sehr stark auf unsere Mundart, und unter seinem Einfluß wurde im Inlaut der Reibelaut oft da wieder eingeführt, wo er ursprünglich geschwunden war. Die starke Durchdringung beider Gebiete schuf auf unserem

§
Schrift

Boden ein starkes Schwanken zwischen Formen mit und ohne inlautendem Spiranten *s*; also ein Nebeneinander von *hie* und *lise* liegen, *flie* und *flise* fliegen. Aus dem Inlaut drang der Reibelaut auch in den Auslaut, in dem lautgesetzlich, wie *wək* hinweg noch beweist, ein Verschlusslaut stand. Nachdem die von außen hereingetragene, der Mundart ursprünglich fremde Aussprache des Nachbargebietes als die feinere von der Halbmundart aufgenommen wurde, verdrängte sie immer mehr die ursprüngliche Entwicklung. Wir dürfen für eine gewisse Zeit sicher ein buntes Nebeneinander annehmen von Formen mit auslautendem Verschluss- bzw. Reibelaut, also *wək* neben *wēs* Weg, und von solchen mit Schwund bzw. Bewahrung des *g* als Spiranten im Inlaut, also *flie* neben *flise*, *sā* neben *sāxə*.

Dieses Nebeneinander wieder hat zu den verschiedensten Bildungen geführt, die sich auf Grund von lautlichen Wandlungen nicht erklären lassen. So wurde nach dem Muster von *wēs* : *wək* zu einem einseitigen **schu(o)x* Schuh und **flōx* Floh ein lautgesetzlich nicht mögliches *schuk* und *flōk* gebildet, die in dieser Form in der Mundart weiterlebten.

Der gutturale Reibelaut *x* in *haxə* entsprechend mhd. *houwen*, nhd. *hauen* kann nicht durch Wandlung von *w* in *x* erklärt werden, wie das Hans Reis in seinem Buche: Die Mundarten des Großherzogtums Hessen, S. 38, getan hat; ein solcher Lautwandel ist phonetisch ganz unmöglich und mir auch aus keiner deutschen Mundart bekannt. Vielmehr ist die Sache doch so: mhd. *ou* in *houwen* wurde lautgesetzlich zu *a*, wie mhd. *rouch* > *rāx* Rauch, und ebenso schwand *w* intervokalisches, so daß wir ursprünglich eine Form **hāw* anzusetzen haben. Zu jener Zeit aber, wo ein regelloses Nebeneinander von Formen wie *sā* : *sāxə* bestanden hat, fand durch falsche Anwendung dieser lautlichen Gleichung die Bildung von *haxə* statt.

Die Anführung weiterer Beispiele muß unterbleiben, damit noch etwas gesagt werden kann über den

Einfluß der Schriftsprache.

Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß die Mundart Frankfurts infolge seiner Messen und als Hauptplatz des Buchdrucks in früherer Zeit schon dem Einfluß der sich entwickelnden deutschen Gemeinprache ausgesetzt war. Der Verkehr der Frankfurter mit den am Kauf von Büchern interessierten Kreisen, die Beziehungen zu den den Messen zuwandernden Fremden, der Einfluß der gelehrten Kreise wirkten im

Sinne der Begünstigung und Verbreitung einer solchen. In früheren Zeiten erfolgten die unter Wirkung des Hochdeutschen sich vollziehenden Änderungen der Mundarten nur langsam. In ganz anderem Umfange und in viel kürzerer Zeit aber haben seit dem 19. Jahrhundert sich die Mundarten, und namentlich wieder die Stadtmundarten, unter der Einwirkung der Schriftsprache gewandelt. Der gewaltige Aufschwung von Handel und Verkehr und vor allem die allgemeine Schulpflicht machten jeden einzelnen mit der deutschen Einheitsprache bekannt.

Wenn wir die Frankfurter Mundart, wie sie uns in den Werken der Mundartdichter zu Beginn oder noch zur Mitte des vorigen Jahrhunderts entgegentritt, mit der jetzigen vergleichen, so können wir bemerken, wie so manche charakteristischen Wörter und Redewendungen von ehemals heute nicht mehr gebraucht, zum Teil überhaupt nicht mehr verstanden werden. Den *molkwurf* (mhd. *moltwurf*) Maulwurf kennen nur noch die alten Gärtner; er ist im Munde der übrigen Bevölkerung zum *maulwurf* geworden. Der *phathorn* Pfarrturm ward zum *phathorn*, der *mehsäl* (mhd. *metsjer*) Metzger zum *metsju* usw. Mit echt mundartlichen Wörtern wie *plö* (mhd. *bla*) blau und *krö* (mhd. *grü*) grau ringen *plau* und *krau* um Anerkennung, und es ist nicht zweifelhaft, wer den Sieg davon trägt. *aweik* (mhd. *emwec*) hinweg und *kriglsä* (mhd. *krügelchen*) Krüglein erinnern mit älterem, heute kaum mehr gehörtem *tsuk* (mhd. *suc*) Zug und *kruc* (mhd. *kruc*) Krug an eine andere Entwicklung von mhd. auslautendem *g*, als sie uns heute in den meisten Wörtern, wie z. B. in *wes* und *stes* (mhd. *wec*, *stec*) Weg, Steg entgegentritt.

An die Stelle von mundartlichem *ph* (=germanischem *p*) im Anlaut tritt mehr und mehr der auf einem Kompromiß zwischen mundartlichem *ph* und schriftsprachlichem *pf* beruhende halbmundartliche Laut *f*. Die jüngste Generation zieht ihn bereits dem Verschlusslaut vor. Die Verstärkung von *s* zu *š* findet in der Regel nicht mehr statt in der 2. Pers. Sing. Präs. der Verba auf *-ren* sowie im Saksandhi; die jüngere Generation spricht demzufolge *fä(w)st* (mhd. *verest*) fährst und *mæns* (mhd. *mir es*) mir es gegenüber älteren Formen mit *š*. Der Schriftsprache zuzuschreiben sind die Kürzungen des Stammvokals in *gads* (mhd. *garten*) Garten, *khads* (mhd. *Karte-n*) Karten usw., die über die ursprünglichen Dehnungen *gada*, *khada* das Übergewicht erlangen. Das Nebeneinander von *lisa* (mhd. *ligen*) liegen und *lisa*, *krigsa* (mhd. *kriegen*) kriegen, bekommen und *krisa* deutet bei den jeweils zweiten Wörtern auf halbmundartliche Formen hin, die vor 100 Jahren wohl entstanden.

Zu jener Zeit muß eine andere Lautwandlung in vollem Gange gewesen sein, die sich nicht zum wenigsten unter schriftsprachlicher Einwirkung vollzog, obwohl auch oberhessischer Einfluß dabei eine Rolle gespielt haben mag. Mhd. *iu*, das heute als *oi* erscheint, muß zur Zeit, als Maß schrieb, als *ai* gesprochen worden sein. Dafür zeugt seine Schreibung *ei* bzw. *ai* in *Freind Freund*, *deitsch deutsch*, *Baich Bäuche*, *eich euch* usw. Er läßt seinem Bürgerkapitän, der von Beruf Gastwirt ist, durchgängig diese Aussprache zukommen, während er in der „Flucht nach Königstein“ den Kaufmann Hampelmann für hochdeutsches *eu* teils *oi*, teils *ai* sprechen läßt. Dabei hat Maß wohl seinen besonderen Grund gehabt. Vielleicht dürfen wir annehmen, daß damals der aus Frankfurt nie herausgekommene Bürger noch überall für mhd. *iu* den entrundeten Laut *ai* gebrauchte, daß aber in den mit dem Hochdeutschen in nähere Berührung kommenden Volksschichten bereits stark schwankende Aussprache des Lautes bestand. Stolze schreibt für mhd. *iu* kein *ei* mehr, so daß geschlossen werden kann, daß zu seiner Zeit das schriftsprachliche *oi* völlig durchgedrungen war. Nur in einem Wort hat sich heute noch die *ai*-Aussprache erhalten, in *daiwl* (mhd. *tiufel*) Teufel. Das rührt wohl daher, daß dieses Wort fast nur als Fluch gebraucht wird; da man aber beim Fluchen sich am ersten der urwüchsigen Mundart bedient, konnte das Wort somit eher seine ursprüngliche Lautgestalt bewahren.

Wir sehen also als Folge des zu jeder Zeit wirkenden schriftsprachlichen Einflusses die immer stärker werdende Durchbrechung mundartlicher Gesetzmäßigkeiten, d. h. die zahlreicher werdenden Ausnahmen von der ursprünglichen Regel, so daß, je weiter der schriftsprachliche Einfluß auf einzelne Laute zurückliegt, die unter seiner Wirkung entstandenen Änderungen zur Regel und die ursprüngliche Lautentwicklung zeigenden Wörter zur Ausnahme werden.

Es ist hier nicht der Ort, alle die Beispiele zu erschöpfen, in denen schriftsprachlicher Einfluß vorliegt. Nur noch kurz soll eingegangen werden auf zwei Gruppen von Lauten, die sich vor unseren Augen unter Einwirkung der Schriftsprache wandeln. Es sind dies die *e*- und *a*-Laute, die auch deshalb noch Erwähnung verdienen, weil sie Merkmale bilden, durch die sich, wie wir gesehen haben, Frankfurt von den ihm der Sprache nach am nächsten stehenden Dörfern unterscheidet. Bei der Beschreibung der Hauptmerkmale der Frankfurter Mundart wurde gezeigt, daß in schriftsprachlichem *z* und *e* verschiedene altdeutsche Laute zusammengefallen sind. Diese ursprünglichen Verhältnisse treten in der Mundart der älteren Generation

noch gut in Erscheinung. Bei der mittleren, am auffälligsten aber bei der jüngsten Generation ist zu beobachten, daß ihre Aussprache der *ale*-Laute dem Vorbild der Schriftsprache folgt und daß in all den Fällen, wo früher mundartlich geschiedene *e*-Laute in der Schriftsprache in *ē* bzw. *ē* zusammenfallen, dieses gesprochen wird, während überall, wo die Schriftsprache *ä* schreibt, auch *ä* gesprochen wird, ganz einerlei, ob historisch diese Aussprachen gerechtfertigt sind oder nicht. Man sagt also heute *wēs* für früheres *wēs*, aber *slēs* Schläge für richtigeres *slēs*.

Doch drei Wörter mit mhd. *ē* haben unangefochten ihren alten Lautstand bewahrt: *gēl* (mhd. *gēl*) gelb, *slēst* (mhd. *slēht*) schlecht, albern und *sēl* (mhd. *schēl*) scheel. Das hat wohl den Grund, daß die beiden ersten Wörter keine lautgleichen schriftdeutschen Entsprechungen neben sich haben und daß schriftdeutsches scheel in unserer Gegend wenig verbreitet ist, so daß es als Wort der Mundart empfunden wird. Diese heute schon isolierten Wörter nehmen unbeeinflusst von der Schriftsprache ihren eigenen Weg; und zwar deutet die jetzige von der Schulpjugend gehörte Aussprache des mhd. *ē* in den drei Beispielen — es wird von ihnen als *æ* gesprochen — darauf hin, daß es bei ungestörter Weiterentwicklung immer offener und zu einem dem *a* sich nähernden Laute werden müßte. In jenen Wörtern können wir die Entstehung einer ähnlichen Entwicklung bemerken, wie sie uns in dem Wort *olwēl* (mhd. *alwaere*) dummer, einfältiger Mensch heute abgeschlossen vorliegt. Dieses wurde, da es keine schriftdeutsche Entsprechung neben sich hatte, von der Hauptmasse der Wörter mit haupttonigem mhd. *a* (das sich ursprünglich zu einem *o*-Laut verdampfte und unter schriftsprachlicher Einwirkung zu *a* zurückgewandelt wird) abgesprengt und hat seinen Stammvokal zu geschlossenem *o* entwickelt, zu dem ohne Reaktion alle *a*-Laute gekommen wären. (Wülcker, P. u. Br. Beitr., Bd. 4, S. 21.)

Bei der Wandlung der *a*-Laute können wir deutlich sehen, wie die Einwirkung der Schriftsprache nicht nur darin besteht, daß ein mundartlicher Laut durch einen schriftsprachlichen ersetzt wird oder daß ein Kompromißlaut gebildet wird, sondern auch darin, daß ein mundartlicher Lautwandel, in seiner Entwicklung gehemmt, unter dem Einfluß der Schriftsprache eine andere Richtung einschlägt und sich in längerer Entwicklung zu dem Ziel bewegt, das ihm von der Schriftsprache vorgeschrieben wird.

Doch in solchen Einwirkungen, wie sie uns in den soeben besprochenen Fällen entgegentreten und die doch mehr oder weniger nur

eine Angleichung mundartlicher Laute an die entsprechenden schriftdeutschen zur Folge hatten, ist der Einfluß der Schriftsprache nicht erschöpft. Auch auf die Art und Weise der Hervorbringung der Laute kann sie von großem Einfluß sein und durch ihr stetes Wirken in Zukunft zu noch größerer Bedeutung gelangen. So glaube ich den starken Rückgang der Nasalierung und die völlige Entnasalierung der unter Verlust eines auslautenden *n* ursprünglich sehr stark genäseltten Vokale, z. B. *sz* für *sz̄* (mhd. *schoene*) schön — eine Aussprache, wie wir sie in auffallendster Weise bei den Schulkindern finden können — dem Einfluß der Schriftsprache zuschreiben zu müssen. Dadurch, daß nämlich in der Schule die Kinder ständig angehalten werden, hochdeutsch zu reden, und sie nicht ohne Anstrengung die schriftdeutschen Laute hervorbringen, müssen sie einen stärkeren Gebrauch von der Muskulatur aller Sprechwerkzeuge machen. Die Entnasalierung der Laute läßt auf eine regsamere werdende Betätigung des Gaumensegels schließen. Eine in solchem Sinne wirkende Beeinflussung der Mundart könnte in der Tat zu der größten Bedeutung für deren weitere Entwicklung werden, weil sie dem alles beherrschenden Gesetz von der *vis minima* scharfen Abbruch tun könnte.

Zusammenfassende Schlußbetrachtung.

Zum Schluß seien noch einmal kurz die Ergebnisse der Untersuchung zusammengefaßt. Es wurde gezeigt, wie es zur Bildung des jetzigen großen, einheitlichen Stadtmundart-Gebietes kam und wie bereits die Altstadt, in der einst die Mundart rein gesprochen wurde, heute ein unsicheres, im Zerfall begriffenes Mundartgebiet ist. Das Stadtgebiet wurde gegenüber den Vororten abgegrenzt, und es wurden die Gründe des so verschiedenen Verhaltens der Sprache der Vororte zu der Frankfurter Mundart erkannt. Die Betrachtungen über die Mundart der verschiedenen Gesellschaftskreise zeigten, wie sich die soziale Umschichtung eines Volkes auf seine Sprache auswirkt. Ferner konnten wir einen Einblick gewinnen in die treibenden Kräfte der Mundart selbst, in ihre Wandlungen und die auf sie wirkenden Einflüsse. Dabei stellten wir zunächst bei der Beschreibung des jüdischen und französischen Elementes die Einwirkungen fest, die sich zum größten Teil auf den Wortschatz der Mundart beziehen. Alsdann wurde von ihrer Beeinflussung durch die Nachbarmundarten gesprochen und an einigen Beispielen gezeigt, wie diese Einwirkungen erfolgen, die sich nicht so sehr auf den Wortschatz als auf die Wortform beziehen.

Schließlich wurde noch etwas über das Verhältnis der Mundart zur Schriftsprache gesagt, die der stärkste Veränderer der Stadtmundarten ist und deren Einwirkungen nicht nur die Wortformen, sondern auch die ganze Artikulationsbasis umzugestalten vermögen.

Mit diesen Ausführungen hoffe ich auch zugleich manchen Hinweis gegeben zu haben, wie das eine oder das andere im Unterricht nutzbringend verwendet werden kann, um dem Schüler ein lebendiges, anschauliches Bild von dem Leben seiner Muttersprache zu geben. Wenn man von der Mundart des Schülers ausgeht, an ihr die Gesetzmäßigkeiten und Entwicklungen unserer deutschen Sprache zeigt und von ihr aus auf die mittel- und althochdeutschen Verhältnisse zurückgreift, dann, glaube ich, wird auch der grammatische Unterricht dem Schüler interessant, und es wird ihm eindringlichere Belehrung über das Wesen unserer Muttersprache zuteil, als wenn man den umgekehrten Weg geht. Da bildet der Ausgangspunkt der Betrachtungen nicht eine Sprachstufe, die ihm fremd ist, sondern da treffen Laute sein Ohr, die ihm von früher Kindheit vertraut sind und die er liebt. Durch das richtige Verständnis seiner Sprache erstarkt die Liebe zu dem Heimatboden, auf dem sie erwuchs, und zu dem Volke, das die gleiche Sprache mit ihm spricht. In der Liebe zur Heimat aber liegen die starken Wurzeln unserer Kraft.

Moriz Diesterweg, Verlag, Frankfurt am Main

Heimatkunde von Hessen-Nassau

Bearbeitet von

H. Kaiser,

Mittelschullehrer in Frankfurt a. M.

Mit 67 Abbildungen und Plänen im Text. Groß-Oktav. VIII und 114 Seiten.

Preis kartoniert 5.60 Mark und 80% Verlagszuschlag.

Prüfungsstücke an Fachlehrer zum Vorzugspreis von 6 Mark bei unmittelbarer Bestellung vom Verlag; bei Einführung kostenlos!

Nida-Heddernheim

Ein populärwissenschaftlicher Führer
durch die prähistorischen und römischen An-
lagen im „Heidenfelde“ bei Heddernheim.

Von

Prof. Dr. J. Gündel

Mit 20 Abbildungen und einer Karte.

Preis geheftet 2.50 Mark und 100% Verlagszuschlag.

Ein Gang

durch das

Städelsche Kunstinstitut

in Frankfurt am Main

Eine Einführung in das Verständnis der Bilder und ihrer Meister

Von

Arthur Hanke

Preis kartoniert 4 Mark.